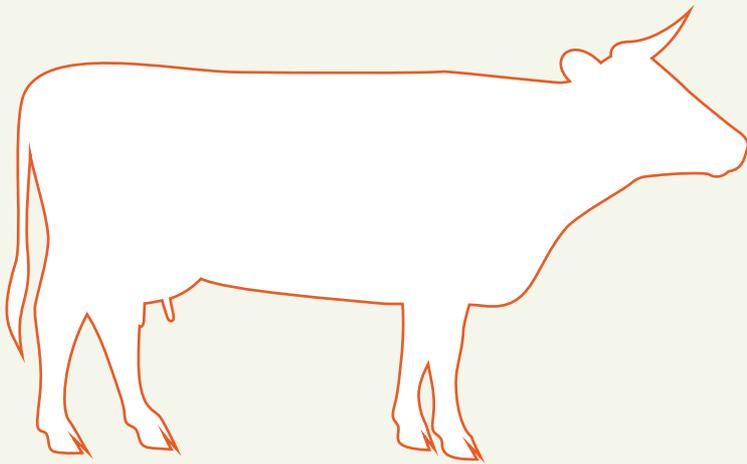


INTERVIEW MIT DR. KARSTEN BRENSING, TEIL 1

Persönlichkeitsrechte für Tiere

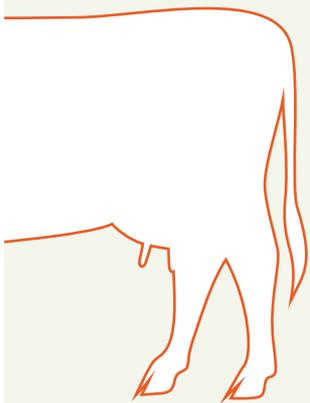
Die Sicht der Verhaltensbiologie auf Tiere hat sich in den letzten Jahren stark verändert. Aus Tieren, die früher als seelenlose Bioroboter betrachtet wurden, sind fühlende Wesen und Persönlichkeiten geworden und ein grundsätzlicher Unterschied zwischen Menschen und anderen Tieren existiert in der Verhaltensbiologie nicht mehr.

Interview: Dr. Dirk R. Glogau



Dirk Glogau: Es ist noch gar nicht so lange her, da galt es in der Biologie als unwissenschaftlich, darüber zu spekulieren, wie das geistige Innenleben von Tieren aussehen könnte. Was hat sich im wissenschaftlichen Verständnis verändert?

Karsten Brensing: Da hat sich sehr viel verändert. Zum einen sind wir durch Verhaltensbeobachtungen, zum anderen aber auch durch Forschungen an den Nervensystemen weiter gekommen. Man hat auch viel zu Gefühlen und Emotionen geforscht. So hat man beispielsweise herausgefunden, dass auch Ratten lachen. Das ist sozusagen der soziale Kleber. Jetzt ist man dabei, Rattenstämme zu züchten, die besonders viel und besonders gerne lachen. Und über die will man dann wiederum mehr über das Lachen und die Freunde beim Menschen herausfinden und letztendlich auf diesem Weg Psychopharmaka entwickeln, die Menschen helfen können. Wir lernen sozusagen von den Emotionen von Tieren. Das ist natürlich ein sehr großer Schritt, wenn man bedenkt, dass man früher ausgeschlossen hat, dass da überhaupt irgendwelche Emotionen sind. Tiere hat man früher wie Bioroboter betrachtet und die Zuschreibung von Gefühlen galt generell als unzulässige Interpretation. Heute gibt es zahlreiche Forschungsergebnisse, die Rückschlüsse ermögli-



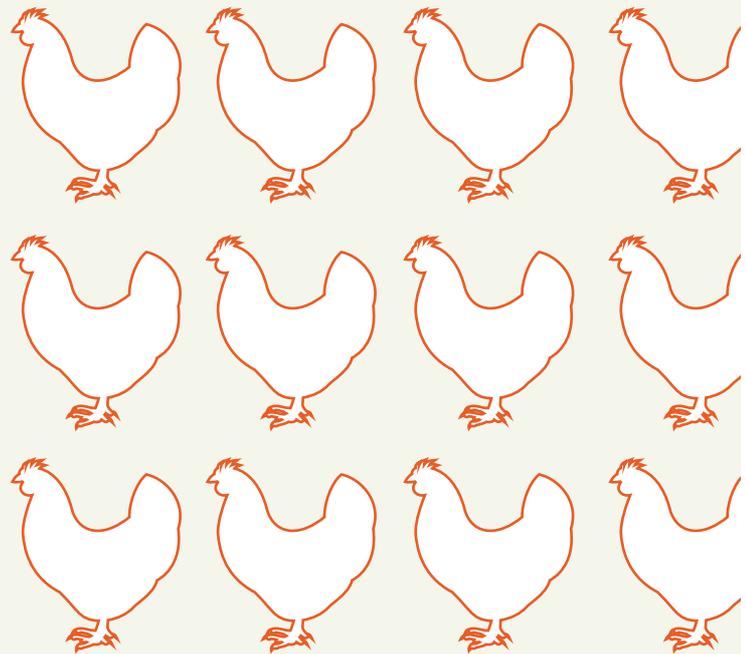
chen, was in Tieren mental vor sich geht. Ich denke, es wäre auch unwissenschaftlich, wenn man diese Ergebnisse ignorieren würde. Ein ganz wichtiges Argument ist natürlich auch, dass wir alle nach demselben Bauplan gebaut sind.

Aber es ist doch letztendlich immer so eine Art Analogieschluss. Emotion ist ja etwas, was ich immer nur direkt bei mir selbst als Subjekt erfahren kann. Auch wenn ich gelernt habe, auf Mimik und Gestik zu reagieren, haben wir doch eine prinzipielle Grenze zwischen Innen- und Außenansicht.

Genau, aber natürlich bringen wir gewissermaßen unser Inneres auch nach außen. Wir zeigen, was in uns vorgeht beispielsweise durch unsere Mimik. Und bei Ratten – um bei diesem Beispiel zu bleiben, weil es so schön einfach ist – ist es ein akustisches Ereignis, das in einem bestimmten Kontext beobachtet, beschrieben und interpretiert werden kann. Das gilt inzwischen als seriöse Forschung.

Das heißt, wir haben im Denken der modernen Biologie eine grundsätzliche qualitative Gleichheit zwischen Menschen und anderen Tieren. Das ist neu, denn die Geschichte der Naturwissenschaften zeigt doch, dass man trotz aller Erkenntnisse wie der Evolutionslehre immer wieder versucht hat, einen grundsätzlichen Unterschied zwischen Mensch und Tieren zu konstruieren.

Das ist ganz klar. Diese Haltung ist sehr, sehr tief in der Tradition unseres Umgangs mit Tieren und unserer Umwelt verhaftet. Ich denke, diese Haltung ist in unserer westlichen Welt auch auf religiöse Wurzeln zurückzuführen. Die Botschaft der Bibel lautete: Mach Dir die Erde untertan. Darüber sollte man meiner Meinung nach heutzutage nachdenken. Wenn es nun darum geht, Tieren so eine Art Personenstatus zu geben, dann muss bei den Tieren kognitiv nachweisbar auch viel geschehen. Zum Beispiel ist es eine interessante Frage, ob Tiere nur Schmerzen haben oder auch leiden können. Schmerzen sind erst mal nur Informationen von den entsprechenden Sinneszellen. Da tut etwas weh. Selbst eine Qualle oder sogar Einzeller kön-

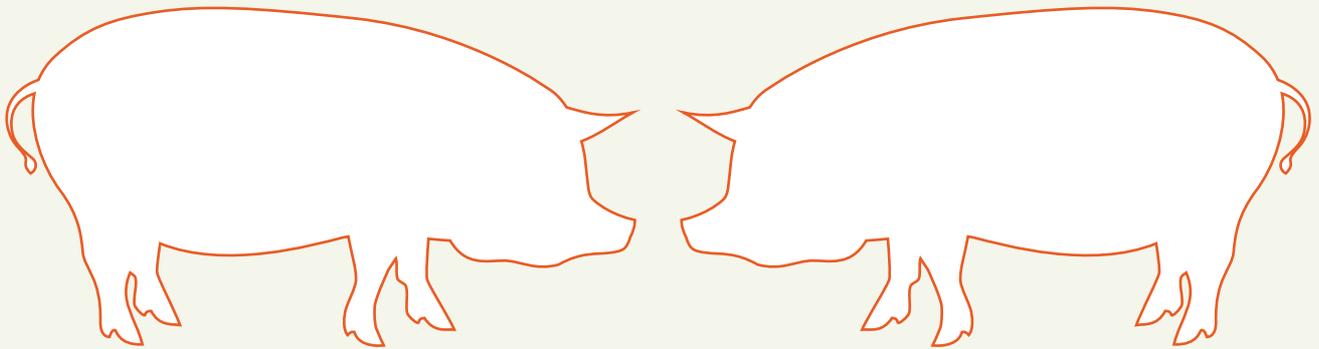


nen zumindest hypothetisch so etwas wie Schmerzen haben. Die Wahrnehmung dafür ist etwas ganz Essentielles. Wenn wir beispielsweise ein Pantoffeltierchen beobachten, wie es sich in einem Konzentrationsgradienten zum Beispiel in Bezug auf Salzgehalt oder Licht verhält, dann werden wir beobachten, dass es sich in Richtung seines Optimums bewegt. Der Sinnesindruck wird somit verarbeitet: Je stärker ein Sinnesreiz im negativen Bereich ist, umso größer muss die Motivation sein, diese Umgebung zu verlassen. Schmerzen sind also ein überlebenswichtiger Mechanismus. Dies hat aber nichts damit zu tun, ob dieser Schmerz auch als Leid empfunden wird. Als Leid wird zumindest nach unserer menschlichen Interpretation eine Instanz bezeichnet, die über der Wahrnehmung steht. Es ist eine Instanz, die interpretiert. Aha, ich habe Schmerzen, was macht der Schmerz mit mir? Bedroht der mich? Was für Folgen hat er in der Zukunft? Bringt er mich etwa um? Das sind Vorgänge, die dann Leiden produzieren.

Das ist spannend, denn das entspricht der Sicht von Yoga auf das Leid. Leid ist eine Reaktion des Geistes auf irgendetwas.

Diese Differenzierung kennen wir hier im Westen ja auch schon länger. So gibt es ja den Standard, dass Wirbeltiere nicht leiden sollen. – Weder in ihrem Leben noch wenn sie umgebracht werden. So müssen zumindest in Deutschland Wirbeltiere betäubt werden, bevor man sie tötet. Sie sollen somit den leidvollen Prozess des Sterbens nicht miterleben müssen.

Aber setzen wir das auch wirklich um? Wie sieht es denn beispielsweise mit der artgerechten Haltung von Rindern oder Schweinen in der Massentierhaltung aus?



Die müssen laut Definition alle artgerecht gehalten werden, sonst darf man sie nicht mehr halten. Da steckt natürlich der Teufel im Detail. Natürlich ist es meiner Meinung nach unmöglich, Tiere in der Massentierhaltung artgerecht zu halten. Recht haben und Recht bekommen ist aber nicht dasselbe. Wenn man bedenkt, dass es in Deutschland kein Klagerecht im Tierrecht gibt, dann ist klar, warum es auch keine Verurteilungen gibt. Das liegt in der Zuständigkeit des deutschen Staates und ist meiner Meinung nach ein Skandal, der im Widerspruch zur europäischen Gesetzgebung und zur sogenannten Aarhus-Konvention steht. Freiheit von Leid und artgerechte Haltung sind ein Wunschscenario und keine Realität, auch wenn Ihnen jeder Amtstierarzt sagen würde: Wenn Sie mir beweisen könnten, dass die Tiere leiden, würden wir das sofort verbieten. Das ist der Knackpunkt: In der Rechtspraxis muss bewiesen werden, dass Tiere leiden. Logisch wäre es, wenn die Tierhalter beweisen müssten, dass die Tiere unter ihren Haltungsbedingungen nicht leiden.

Aus Sicht der Verhaltensbiologie und der Physiologie ist sowohl der eine als auch der andere Nachweis schwer zu erbringen. Es ist eben ein Prozess, der innen drin stattfindet, und der kann somit nur indirekt über das Verhalten erschlossen werden. Man kann auch die Ausschüttung von Stresshormonen untersuchen, aber auch hier ist die Interpretation schwierig, denn wo soll man die Normalwerte herbekommen? Wir wissen heute überhaupt nicht, wie sich ein Schwein natürlich verhält und was ein Normalwert ist, denn wir haben keine Schweine, die sich natürlich verhalten können. Wir wissen von Delfinen, Elefanten und großen Menschenaffen weitaus mehr als über das natürliche Verhalten von Kühen

und Schweinen, denn wir können sie im Freiland untersuchen. Doch wo können wir Schweine und Kühe im Freiland beobachten? Es gibt derzeit an der Wiener Uni eine Forschungsgruppe, die eine kleine Schweinepopulation aufbaut und sie relativ natürlich in einem großen Freigehege hält. Sie erforschen dort beispielsweise, ob es unter Schweinen so etwas wie Freundschaft gibt. Das ist etwas, das man bei Delfinen festgestellt hat. Es gibt hier nicht nur Familienbande, sondern auch Freunde. Diese Netzwerkanalyse ist in den letzten Jahren in der Verhaltensbiologie ein wichtiges Thema geworden. Da hat man untersucht, wie sich Allianzen bilden. Früher ist man davon ausgegangen, dass es echte Allianzen nur in der Herde oder in der Familie gibt, und dahinter der Egoismus der eigenen Gene steckt.

Dann hat man herausgefunden, dass zumindest die großen Menschenaffen zeitweilig mit anderen Gruppen kooperieren, um bestimmte Dinge zu erreichen. Das sind Allianzen zweiter Ordnung. Diese gibt es nur unter bestimmten Bedingungen und die sind nicht alltäglich. Bei Delfinen hat man etwas ganz außergewöhnliches beobachtet, was wir eigentlich nur von uns Menschen kennen und als Allianzen dritter Ordnung bezeichnen. Das ist eine Allianz, die sich situationsbedingt entwickelt und darauf fußt, dass man einen großen, möglicherweise lebenslangen Freundeskreis hat, was natürlich auch voraussetzt, dass sie ein lebenslanges Gedächtnis und eine Biografie haben. Man konnte nachweisen, dass diese Tiere situationsabhängig auf ganz alte Freundschaften zurückgreifen, auch wenn Jahre zwischen den einzelnen Ereignissen dazwischen liegen.

Sie machen Ihre Thesen an besonders gut untersuchten und als besonders intelligent geltenden Beispielen aus

der Tierwelt fest, darunter Wale, Menschenaffen, Elefanten oder Krähen. Wie schätzen Sie den Unterschied zu anderen Säugetieren oder Vögeln aber auch zu anderen Tierklassen ein?

Es gibt einen wirklich klaren Trend: Wenn man bei einer neuen Tierart Fragen untersucht, die man bisher nur bei wenigen Arten beantworten konnte, ist man immer überrascht, was die doch alles können. Von daher können wir immer nur von dem ausgehen, was wir heute wissen. Das muss die Grundlage für unsere Entscheidungen sein. Wenn wir wissenschaftlich argumentieren wollen, können wir nicht darüber hinausgehen. Ich bin sehr gespannt, zu welchen Ergebnissen die Wiener Forschungsgruppe kommt. Wenn sich die Schweine erst mal natürlich verhalten können, könnten dabei große Überraschungen heraus kommen.

Wenn wir Tiere in eine Umgebung stecken, die nicht ihrer natürlichen und sozialen Umwelt entspricht, hat das zwangsläufig größten Einfluss auf ihr Verhalten. Bei Delfinen kann ich sagen, dass alle hohen kognitiven Leistungen, zu denen Delfine in der Lage sind, in der Gefangenschaft nicht beobachtet werden. Sie können zum Beispiel keine Freundschaften fürs Leben entwickeln. Die ganzen komplexen Verhaltensweisen sind in Gefangenschaft gar nicht möglich. Das gilt sicherlich auch für Tierarten, die wir als unsere Nutztiere bezeichnen. Ganz spannend sind auch Untersuchungen mit Hunden. Hunde leben ja in einer Koevolution mit uns Menschen. Seit rund 30000 Jahren leben wir mit Hunden zusammen. Es gibt ganz spannende vergleichende Untersuchungen zwischen Wölfen und Hunden. Ein ganz wichtiges Kriterium für abstraktes Denken, also die Fähigkeit, die äußere Welt in uns zu repräsentieren, ist die Geste des Zeigens. Wenn ich auf etwas zeige oder auf etwas hinweise, schaffe ich einen Übergang zwischen meiner Innenwelt und der Welt draußen. Tiere weisen eigentlich nicht auf irgendetwas. Selbst bei Menschenaffen ist die Geste des Zeigens nur in Ansätzen da. Die vergleichenden Untersuchungen

mit Hunden und Wölfen haben nun gezeigt, dass Hunde Gesten oder dem Blick von Menschen besser folgen können als Wölfe. Da stellt sich die Frage, ob Hunde kognitiv weiter entwickelt sind als Wölfe oder ob sie sich an das Verhalten von uns Menschen angepasst haben. Aber das ist noch eine Frage, auf die uns die Wissenschaft eine Antwort schuldet.

Fortsetzung ab Seite 20

